



KRISTIN VEGO

SPÄT

ROMAN AM

TAG

INSEL



Kristin Vego
SPÄT AM TAG

Roman

Aus dem Norwegischen
von Hannes Langendörfer

Insel Verlag

» ... und wie sie nicht gewusst hatte, wo sie war
und ob sie einen sehr deutlichen Traum gehabt hatte
oder jetzt eine sehr schwache Wirklichkeit erfuhr.«

CHRISTA WOLF

ERSTER TEIL

ERSTER TAG

Vor ein paar Tagen sah ich einen Mann im Fernsehen, der mich an Mikael erinnerte. Es war die Art Sendung, in der Comedians abwechselnd ans Mikrofon gehen und Oneliner improvisieren. Ich saß lange da und sah zu. Jedes Mal wenn der Mann, der Mikael ähnelte, ans Mikrofon trat, spürte ich einen kleinen Glücksrausch.

Mir ist, als ob mein Körper Zeit schinden will, heute habe ich schon den vierten Tag Schmerzen. Als ich jünger war, blutete ich zwei Tage lang stark, ohne groß etwas zu spüren. Ich stand morgens auf, ging pinkeln, und dann kam das Blut. Jetzt rinnt es spärlich und gemein, das Blut ist blassrosa und hat einen herben Geruch. Wenn ich beschreiben müsste, wie es sich anfühlt, würde ich sagen, als würde man einen dünnen Glasfaden langsam aus mir herausziehen. Heute habe ich mich niedergeschlagen und schlapp gefühlt, wie so oft an solchen Tagen, aber dann kam Leben in mich! Es war ein schöner, klarer Oktobertag. Und es hilft auch, dass Miez auf meinem Schoß liegt und schnurrt. Sie schmatzt ein bisschen, wenn ich sie am Kinn kraule, und rollt sich auf den Rücken. Heute ist so ein Tag, der sich noch auf die Hinterpfoten schwingen kann.

Ich sitze oben in meinem Dachzimmer, wie immer. Ich habe auf dem Computer ein neues Dokument angelegt.

Der Mann im Fernsehen: Vor einem Jahr hätte ich abgeschaltet und die Fernbedienung in die Ecke geschmissen. Jetzt musste ich zusehen. Irgendwas an seiner Gestik erinnerte mich an Mikael's Art, mit den Händen zu reden, wie seine Finger fast Vögel formten. Kleine Vögel, die in der Küche umherflatterten. Mikael konnte mich wahnsinnig machen. Mich mitten im Satz – so fühlte es sich an – unterbrechen und einfach reden und reden. Während ich ihm gerade etwas erzählen wollte. Das machte mich wahnsinnig! Aber schau, wie seine Hände wedeln: Wir hatten so viel auf dem Herzen, wir konnten nicht warten, wir wollten alles miteinander teilen, zusammen sein, uns das Wort aus dem Mund nehmen.

Als wir heirateten, beschloss ich, meinen Ehering an der linken Hand zu tragen. Ich hatte nie gedacht, dass ich noch einmal heiraten würde. Aber dann stellte sich heraus, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte. Ich wollte mich mit etwas Unzerbrechlichem an Mikael binden: einem Symbol. Und man sagt ja, die linke Hand kommt von Herzen. Erst als ich den Ring schon hatte ändern lassen, damit er an meinen linken Ringfinger passte, las ich im Internet: »Wir tragen den Hochzeitsring an der Rechten, der Hand, mit der wir Verträge schließen und Versprechen geben. Wenn unser Ehepartner stirbt, stecken wir ihn an die linke Hand.«

~

Heute Nachmittag bin ich eine Runde durch den Wald und dann weiter die Felder entlanggegangen. Die bleiche Sonne stand tief an einem grauen Himmel. Ich dachte daran, wie ich unsere Geschichte schreiben würde, falls ich sie schreibe. Der Gedanke ließ mich lächeln. Wenn ich an Mikael denke,

denke ich an eine Hand. Immer noch überkommt mich Verzweiflung, wenn ich versuche, mir den Geruch seiner Halsbeuge oder einen besonderen Tonfall in Erinnerung zu rufen, und merke, dass ich es nicht kann. Aber ich erinnere mich – so deutlich, als läge sie jetzt da – an das Gewicht seiner Hand auf meiner Hüfte. Ich spüre seine Hand, ihren sanften Druck.

Als ich auf dem Schotterweg über die Felder ging, stieg ein kühler Nebel vom Wasser auf. Die weiße feuchte Luft hing über der Erde, um die Lampen über Haustüren und in den Gärten standen Ringe aus Licht. Bei den Strohballenstapeln waren die Scheinwerfer eingeschaltet. Im Vorbeigehen hörte ich ein Geräusch, ich drehte den Kopf und sah durchs Scheunentor die weißen Kühe in Reihen stehen. Es waren keine Menschen oder Autos auf dem Weg. Zwei Rehe standen auf der Wiese, völlig reglos; als ich stehen blieb, um sie zu betrachten, sprangen sie davon. Auf dem Rückweg sah ich noch ein Reh, es ging das kleine Wäldchen am Feldrand entlang.

Schon von fern sah ich Licht vom Haus, sowohl die Lampen draußen neben der Treppe als auch die im Inneren brannten. Es ist ein besonderes Gefühl, über den Hof auf ein großes weißes Holzhaus zuzugehen und zu wissen, dass man dort wohnt. Mir war, als sähe ich durchs Küchenfenster Mikael an der Spüle den Abwasch machen. Wie oft bin ich über den Hof gegangen und habe ihn dort stehen sehen? Er sah mich nicht, weil er drinnen im Hellen stand und ich draußen im Dunkeln. Ich stand bloß da und sah ihn an und spürte so eine Zärtlichkeit für ihn.

*

Wo soll ich beginnen?

Ich beginne mit dem Sommer vor zwanzig Jahren, der so heiß war. Die Felder schrien nach Wasser, in den Straßengräben trocknete die Erde zu hellem, aschigem Staub. Unten in der Bucht stand das Wasser still wie silbernes Blech. In dieser drückenden Hitze verbrachten Mikael und Sofia die Zeit mit ihrer vor kurzem geborenen Tochter. Sie hängten im Garten nasse Laken an die Wäscheleine und schufen eine kleine Weile eine erfrischende, kühle Wand. Wenn sie Maren unter einem Baum ins Gras legten, sah die Kleine hinauf an das schattige Blätterdach. Kam endlich ein leichter Windhauch, griff sie mit ihren Miniaturhänden nach den flimmernden Sonnenflecken.

All das habe ich natürlich erzählt bekommen. Ich war nicht dabei. Ich war in der Hauptstadt, weit weg von den Feldern, dem Wasser und dem Wald.

In jenem Sommer stank es in der ganzen Stadt nach Müll. Ich arbeitete bei einer Frauenzeitschrift in der Innenstadt, jeden Nachmittag fuhr ich den langen Weg in eine fast leere Wohnung. Beim Kiosk um die Ecke ließen die Blumen die Köpfe hängen, die Hundebesitzer hoben die Sträuße hoch und gaben ihren Tieren das Blumenwasser zu trinken. Meine erste Ehe war vorbei. Mein Mann war ausgezogen. Wir hatten früh geheiratet, ich war jetzt 27 Jahre alt und hatte mit diesem Teil meines Lebens schon abgeschlossen.

Drei Jahre vergingen. Dann kündigte ich meinen Job und fand eine Untermieterin. Eine Kollegin von der Zeitschrift hatte Lust, alleine zu wohnen, ich gab ihr die Schlüssel und behielt nur einen Kellerraum für meine Sachen. Ich wollte weg aus der Stadt. Ich hatte eine Anzeige für ein möbliertes Zimmer gese-

hen. Der Vermieter hatte auch etwas über sich geschrieben – er hatte sich getrennt, seine Frau war vor kurzem ausgezogen, die kleine Tochter lebte abwechselnd bei ihm und bei ihr – aber was mich anzog, war das Bild von dem weißen Haus. Diesem Haus. Das Zimmer sei nicht groß, schrieb er, aber die Aussicht sei schön. Das passte mir gut. Alles, was ich wollte, war eine kleine Zelle zum Schreiben. Das Bild war leicht schräg aufgenommen, von der Straße aus, man sah die Felder und noch einen Hauch glitzerndes Wasser und ganz am Ende der Wiese hinter dem Haus ein paar dunkle Konturen, das waren, wie ich später verstand, die Kühe. Auf dem Dach thronte ein schiefer Wetterhahn.

Ich zog mit meinen paar Habseligkeiten ein. Das meiste aus meinem alten Leben hatte ich eingelagert. Die wenigen Male, wenn Mikael und ich in den Jahren darauf in die Hauptstadt fuhren, nahmen wir etwas mit, ein paar Möbel und Bücherkisten, aber nach und nach vergaß ich, was noch im Keller stand, die Dinge fühlten sich nicht mehr an, als ob sie mir gehörten. Mein erster Eindruck von ihm war: ein hübscher Mann mit femininen Bewegungen. Er holte mich im Städtchen am Bahnhof ab, und dann fuhren wir eine Viertelstunde durch die Felder, die grün und gelb leuchteten an diesem Julivormittag. Ich war zum ersten Mal in dieser Gegend des Landes. Der Himmel war blau und fast wolkenlos, überall um das Auto war Himmel. Die Straße schlängelte sich durch die Landschaft. Dann bogen wir auf einen Schotterweg, fuhren ein Stück durch den Wald, und da sah ich das weiße Haus, das ich von dem Foto wiedererkannte, unten in einem Tal: der schiefe Wetterhahn, landwirtschaftliche Geräte an eine Mauer gelehnt, Briefkästen, Mülltonnen, ein kleines Kätzchen, das sich unter die Terrasse duckte. Das war Miež.

Ich verliebte mich sofort in das Haus. Das Dachzimmer passte gut zu meinem Temperament, es war klein und dunkel, aber das Fenster ging nach unten zum Wasser. Mikael trug meine Sachen hoch, blieb jedoch vor meiner Zimmertür stehen.

»Ich hoffe, du wirst dich hier wohlfühlen«, sagte er. Seine Augen waren groß und braun.

»Das werd ich bestimmt«, sagte ich.

Es war nicht schwer. Mein Zimmer war rasch eingerichtet, Wohnzimmer und Küche durfte ich nach Belieben nutzen. Ich machte lange Spaziergänge durch die Landschaft, grüßte die Nachbarn, wenn ich sie sah. Wusch meine Sachen in der Waschküche.

Ein paar Tage später, als ich vom Laden zurückkam, saß ein kleines Mädchen auf der Treppe vorm Haus und besah eine frische Wunde am Knie. Die Wunde schimmerte rot in der Sonne. Als ich näher kam, sah es mit ernster Miene zu mir auf und zeigte auf sein Knie.

»Ich tu bluten«, sagte sie.

»Das sehe ich.«

Die Augen der Kleinen schimmerten feucht. Sie hatte dieselben braunen Augen wie ihr Vater. Ich hockte mich hin und pustete auf die Wunde, ein kleiner, heller Blutstropfen lief ihr das Schienbein runter. Er gerann fast augenblicklich und hinterließ einen fettigen, staubigen Streifen. Das Mädchen legte mir seine kleine Hand auf die Schulter, nah am Hals. Das unmittelbare Vertrauen, das kleine Kinder einem schenken! Ich spürte den Drang, sie vor allem Bösen zu beschützen. Sie zeigte auf die schiefe Grenze aus Pflastersteinen zwischen Gras und Kies.

»Da darf man nich rüber«, sagte sie.

»Nein, das wäre gefährlich«, sagte ich.

Ich möchte fast sagen, dass ich seit dieser ersten Begegnung mit Maren ein Teil der Familie war. Das stimmt vielleicht nicht ganz, aber sie akzeptierte mich von Anfang an; sie akzeptierte, dass ich mit ihrem Vater und ihr zusammenwohnte, wie man akzeptiert, dass im Herbst das Laub von den Bäumen fällt. Sie konnte stundenlang in der Küche auf dem Boden hocken und sich mit Miez unterhalten, es klang, als wären alle Satzbrocken, die sie probierte, Fragen. Oder sie ließ den Buntstift übers Papier kreisen und sagte dabei: »Rund und rund im Kreis.« Bis Sofia plötzlich zur Tür reingewirbelt kam und das Kind hochhob.

Sofia war ein paar Monate nach Marens Geburt vom Seitenspiegel eines Busses am Kopf erfasst worden. Nicht auf der schmalen Landstraße, wo in den Kurven kaum Platz für Busse ist, sondern an einer stark befahrenen Straße in der kleinen Stadt. Die Busse fuhren schnell, und Sofia, so erzählte man, schob den Kinderwagen ganz in Gedanken versunken vor sich her, sie balancierte am äußersten Gehsteigrand und dachte vielleicht an ein neues Projekt. Es gab jede Menge Zeugen für den Unfall. Aber niemand konnte hinterher mit Sicherheit sagen, ob der Seitenspiegel sie tatsächlich getroffen hatte. War das überhaupt möglich? Oder hatte sie der Fahrtwind erfasst? Ein Bus fuhr vorbei, der Seitenspiegel streifte Sofia am Kopf und schleuderte sie mit dem Gesicht voran gegen den Kinderwagen. Ich hörte diese Geschichte nicht zuerst von Mikael, sondern von einem der Nachbarn. An manchen Abenden sah ich Sofia auf der Wiese hinterm Haus, sie stapfte unter dem

Sternenhimmel durch den Matsch und tätschelte die weißen Kühe.

Wenn ich jetzt an Sofias Stimmungsschwankungen denke, erinnern sie mich an die Schwankungen meines Zyklus. Nur in einer anderen Größenordnung. An guten Tagen strahlte sie und war voller Tatendrang, sie war schon in ihrem Atelier in der alten Scheune zugange, wenn Mikael morgens aufstand. Oder wir bekamen sie tagelang nicht zu Gesicht. Dann fuhr Mikael mit dem Fahrrad zu ihr. Manchmal kam er ohne Maren nach Hause, andere Male saß sie hinten auf dem Gepäckträger. Er sagte nichts, wenn er nach Hause kam, weder über die Laune seiner Ex-Frau noch über den Zustand ihrer Wohnung, sondern ging einfach nur in die Küche und machte seiner Tochter eine warme Milch mit Honig.

*

Gerade eben, als ich den Kopf hob, um aus dem Fenster zu sehen, fiel ein Schimmer der untergehenden Sonne über den Wald; halbnackte Baumkronen loderten rot und gelb. Auf einmal ist eine Stunde verstrichen. Das Licht ändert sich, es wird Abend.

Ich sitze an dem Schreibtisch, den Mikael geschreinert hat. Ich habe dieses Zimmer immer geliebt. Die Aussicht von hier ist nicht bloß schön, sie ist auch brutal. Ich meine damit, die Landschaft hat etwas Brutales. Als verberge sie ein Geheimnis. Sie ist voller Täler und Felshöhlen, Verstecke und Schlupfwinkel, und oft hat man das Gefühl, wenn man bei einem Nachmittagsspaziergang im Wald auf eine Lichtung stößt oder frühmorgens auf dem Schotterweg um eine Biegung kommt, man hätte gerade etwas Spektakuläres verpasst: dass die Natur sich

tanzend, lebendig entfaltet hätte und man wäre gerade zu spät gekommen, um es zu sehen. Wenn die Rohrkolben im Sommer den Flaum abwerfen und luftige weiße Samenwolke über die Wiesen fliegt, ist es, als flüsterte der Ort in einer fremden Sprache. Hier von meinem Platz am Schreibtisch habe ich einen Blick hinab auf die Bucht und das andere Ufer. Mikael sagte immer, unserer Landschaft entkommt man nicht lebend. Ich glaube, er meinte damit, dass man sie immer mit sich trägt wie ein Sandkorn im Auge.

*

Sofia lebte in ihrer eigenen Wohnung, an der kleinen Kreuzung, an der auch ein Laden und ein Pflegeheim liegen. Und sie nutzte immer noch das Atelier in der alten roten Scheune auf der anderen Seite des Hofes. Heute ist dort nichts, aber im Sommer ist die Stelle mit rotem Mohn überwuchert, der in aschehaltiger Erde bestens gedeiht. Mikael hatte mir erzählt, dass seine Ex-Frau dort zugange sei, aber ich war ihr noch nicht begegnet. Einmal hörte ich aus dem Inneren der Scheune Geräusche, als Mikael gerade über den Hof ging. Es klang, als würde etwas Schweres über den Boden geschleift.

»Das ist kein Gespenst«, sagte er, als er meinen Gesichtsausdruck sah. »Das ist Sofia.«

In meiner Phantasie sah ich ein großes Tier, das sich im Inneren der Scheune bewegte.

An einem Vormittag ging ich unter dem Vorwand, Mikael zu suchen, allein in die Scheune. Es war kühl drinnen und die Decke hoch wie in einer Kirche. Breite Säulen aus staubflimmerndem Licht fielen durch die schmutzigen Giebelfenster,

reichten aber nicht ganz bis zum Boden. Es roch nach altem Gebälk und Terpentin. Früher hatte die Scheune einmal Vieh beherbergt, aber die letzten Besitzer hatten hier ihr Bootszeug verwahrt. Von den Dachsparren hingen immer noch dicke Taue und ein paar Bojen.

Ich konnte nicht bis zum anderen Ende der Scheune sehen, dafür war es zu dunkel. An den Seiten lehnten einige Bilderrahmen mit den Motiven zur Wand. In der Mitte der Scheune sah ich ein großes, auf einen Rahmen gespanntes Stück Leinwand. Verschiedene Schattierungen von Blau und Schwarz und ein wenig Gelb waren in dicken Schichten aufgetragen, und mitten in dem Chaos ein Schatten, der vielleicht ein Auge war. Je länger ich das Bild anstarrte, desto mehr meinte ich, hier eine Augenbraue, da ein Jochbein erahnen zu können, ein schwarzes Loch, vielleicht ein weit aufgerissener Mund.

»Es ist noch nicht fertig«, sagte eine Stimme hinter mir. Eine Frau tauchte aus dem Halbdunkel auf. Sie sah mich halb forschend, halb fasziniert an, dann ging sie zur Staffelei und malte weiter. Sie war kleiner als ich, zierlich gebaut und trug das blonde Haar hochgesteckt. Sie machte irgendwas mit der Hand, vollführte ein paar rasche Bewegungen mit dem Spachtel, und auf einmal war es, als nähme das Gesicht in der Tiefe Gestalt an und würde lebendig. Etwas sah mich an.

»Du bist also Johanne?«, sagte Sofia und drehte sich zu mir um. Sie lächelte zuvorkommend – vielleicht eine Spur herablassend – und streckte mir die Hand hin.

»Was bringt dich hierher?«

Ich war mir nicht sicher, ob sie mit »hierher« die Scheune meinte oder überhaupt diesen Ort.

»Ich wollte Mikael etwas fragen«, sagte ich.

»Frag einfach mich«, sagte sie. »Das ist auch mein Haus.«

Lange Zeit war mir nicht klar, ob Mikael und Sofia nicht doch noch ein Paar waren. Ihre Anwesenheit im und ums Haus verwirrte mich. Wenn ich vormittags runter in die Diele kam, konnte es sein, dass meine Gummistiefel weg waren, oder die Tüte Birnen, die ich gestern gekauft hatte, war leer, und später stand Sofia vor mir, in Gummistiefeln und in der Hand eine Birne, und sagte: »Oh, tut mir leid. Ich dachte, die wären von Mikael.« Wenn ich sie etwas tragen sah, das aussah wie eins seiner Hemden, mit hochgekrempeelten Ärmeln, wusste ich nicht, ob es noch aus der Zeit ihrer Ehe stammte oder ob sie es gerade eben oben aus dem Schrank geholt hatte.

Am schlimmsten waren ihre Streitereien. Mikael und Sofia stritten sich so, wie man nur mit jemandem streitet, dem man immer noch nahesteht. Sie konnte auf eine Art in Rage geraten, die ich fast als lustvoll bezeichnen würde. Vielleicht fühlte ich mich deshalb so unwohl, wenn sie sich vor Mikael aufbaute und ihn anschrie – es weckte Erinnerungen in mir ...

Wie soll ich bloß von dieser Zeit erzählen?

Als ich in der Stadt wohnte, dachte ich, ich wäre von Menschen umgeben. Aber in diesem Haus waren ständig – so erinnere ich es – Leute um uns, und Sofia huschte um unsere Beziehung herum wie ein Schatten oder wie ein kleines Gewitter, das manchmal vorüberzog und andere Male mit voller Gewalt über uns niederging. Doch am meisten denke ich an die Zeit, die Mikael und ich allein miteinander verbrachten. Die kleinen Zeitinseln, für die es keine anderen Zeugen gab als uns zwei: Die will ich aufsammeln wie schillernde Quallen am Strand und ans Licht halten. Die feinen Fäden in ihnen sehen.

*

Jetzt ist es fast dunkel. Eine rosa Linie glimmt noch am Horizont, aber die warmen, orangeroten Strahlen, die ich eben noch zwischen den Stämmen sah, sind verschwunden. Ich habe den Anblick des täglichen Wunders verpasst: die wenigen Minuten, wenn das Licht sich in glühenden Fäden verliert. Es ist schön, wenn die Dunkelheit anbricht. Der Himmel wird materiell, ein lebendiges Dunkel, und überall kommen die Sterne hervor, in pulsierenden, glitzernden Konstellationen. So habe ich sie in der Stadt nie gesehen. Nachts ist es vollkommen still, nur in der Ferne das Rauschen der Straße.

Miez schnurrt nicht mehr, sie ist eingeschlafen. Sie liegt hier und zuckt mit den Beinen. Vorhin war ich im Garten und habe Meisenknödel in den Apfelbaum gehängt, und sie war ganz aus dem Häuschen über all die kleinen Vögel – Meisen, Finken, Spatzen –, die sich auf einmal in ihrem Revier niederließen. Sie streckt die Vorderpfoten und krümmt sie dann, als wollte sie etwas greifen. Träumt von Jagd und Licht. Ich glaube, ich trage sie rüber ins Bett, ich will einen Spaziergang machen, ihn im Gesicht spüren, den letzten Rest des Tages. Ich ziehe Gummistiefel an und unter den Mantel einen von Mikael's warmen Pullovern. Die Luft ist frisch und kalt. Als ich auf dem Feldweg die Schranke erreiche, drehe ich mich rasch um, um zu sehen, ob die Sonne noch über den Hügelkamm lugt. Da ist sie, gerade noch sichtbar: ein feiner flammroter Saum über der dunklen Erde.

Ein anderer Anfang:

Eines Abends, als ich schon ein paar Monate bei Mikael wohnte, blieben wir nach dem Abendessen noch lange sitzen und redeten. Es war nicht ungewöhnlich, dass wir zusammen aßen oder uns danach eine Weile unterhielten. Draußen war es inzwischen stockdunkel.

»Hast du noch Hunger?«, fragte er. »Es ist schon spät.«

Er stand auf, um Brot und Milch zu holen. Mein Blick hing an seinem Rücken. Mir wurde klar, dass ich nach dieser Scheibe Brot noch nicht ins Bett wollte. Ich wollte hier sitzen bleiben und mit Mikael reden. Er drehte sich um und warf mir einen interessierten, freundlichen Blick zu, er strahlte so eine Energie aus. Ich sagte etwas, und er legte den Kopf in den Nacken und lachte laut und herzlich. Das hatte ich so noch mit niemandem erlebt.

Draußen war es stürmisch geworden, wir hörten, wie der Wind um die Hausecken pfiß. Oben an der Treppe vor meinem Zimmer sagten wir uns Gute Nacht. Plötzlich spürte ich mein Geschlecht, als würde in mir etwas zum Leben erwachen. Hitze breitete sich in meinen Armen aus. Ich spürte die Lust, mich an Mikael's Körper sinken zu lassen. Woher kam dieses Verlangen? Wir standen uns still gegenüber, ich sah, wie seine Brust sich senkte und hob. Er stand ganz aufrecht da und sah mich ernst an. Ich wollte ihn, ich wusste nicht, dass diese Lust so stark sein konnte, aber das war sie, und ich hatte

sie schon lange in mir. Er legte mir seine Hand auf die Schulter.

»Ich weiß nicht, was gerade passiert«, sagte er. »Ich meine, du wohnst hier.«

Ich legte meine Wange auf seine warme Hand. Er drehte sie so, dass seine Handfläche eine Schale wurde, und ich legte meine Wange in die Schale und sah zu ihm auf.

»Oh«, sagte er. »Wow.«

Er trat einen Schritt auf mich zu und legte mir die andere Hand auf Wange und Schläfe. Ich meinte, sein Herz schlagen zu hören, aber vielleicht war es mein eigenes Blut, das in den Adern pulsierte, weil Mikael's Hände jetzt meine Ohren bedeckten. Er berührte meinen Kopf mit den Fingerspitzen und strich mir durchs Haar, und in dem Moment wurde ich fast schwerelos, ich lehnte meinen Kopf an seine Finger, und so hielt er mich: Ich war nur Kopf, sonst nichts. Mikael sah mich beinahe erschrocken an. Dann küsste er mich. Seine Lippen waren weich und kalt, er hatte eben noch Milch getrunken. Er machte noch einen Schritt, presste seinen Körper an mich und schob sein Bein zwischen meine Schenkel, ich ließ mich mit meinem ganzen Gewicht darauf sinken und vergrub mein Gesicht an seiner Brust. Er legte seine Hand um meinen Nacken.

Einmal hatte ich Mikael gefragt, warum Sofia und er zusammen ein Kind bekommen hatten. Wir waren in dem kleinen Badezimmer im oberen Stock, ein spärliches Nachmittagslicht sickerte durch das Schrägfenster und verlieh den Dingen einen sanften Schimmer. Mikael saß auf dem heruntergeklappten Toilettendeckel.

»Ich hatte Sehnsucht nach jemandem, dem ich meine Liebe und meine Fürsorge schenken konnte«, sagte er.

Mikael erzählte von seiner Jugend. Während er redete, formten seine Hände eine Schale. Ich glaube, er merkte es gar nicht. Er hielt die Hände vor sich im Schoß, wie wenn man Wasser aus einem Bach trinkt. Ich musste an das Märchen von Däumelinchen denken, die aus einer Tulpe geboren wird und auf einem Seerosenblatt davonschwimmt. In der Schale der Hände: der Traum von einem Kind.

ZWEITER TAG

Ich habe gestern gesagt, ich wäre vom Schreibtisch aufgestanden und über die Felder gegangen. Das habe ich natürlich geschrieben, bevor ich aufstand und rausging. Aber es war genau so, wie ich es beschrieben habe: die Sonne über dem Hügelkamm, die Dunkelheit, die sich über die Erde legte wie der Deckel einer Schatulle. Die Freiheit kann ich mir nehmen. Mir ist klar, dass der Eindruck entstehen kann, dass ich mir einfach nur irgendwas ausdenke. Aber das Risiko besteht wohl immer.

Ich sitze am Schreibtisch und sehe hinunter aufs Wasser, das in der Bucht leise an die Steine schlägt, und über die Felder, wo sich die Erde schwarz zum Himmel kehrt. Zu den Bäumen, die sich im Osten als scharfe Linie abzeichnen. Die Sicht ist schlecht. Alles ist schemenhaft. Wie schön und flüchtig der Frühmorgen ist. Bald steigt die Sonne über den Hügel und gießt ihre flachen Strahlen über das Land. Ein Schimmer am Horizont – dann geht alles sehr schnell. Der Himmel kommt in Bewegung, wird heller, und die Tiere zeigen sich, Rehe und Vögel. Die Bäume bekommen Konturen, Rinde und Äste. Der Nebel, der über der Wiese hing, lichtet sich.

Hier ist, was ich über die Landschaft rings um das weiße Haus sagen kann: Im Frühling ist das Gras von Blaustern bedeckt, auch Sternhyazinthe genannt. Man wacht auf und hat das Ge-

fühl, als wäre das Wasser in der Bucht übers Ufer getreten. Im Wald gibt es eine Senke, die im Sommer kühl wie ein Keller ist und im Herbst und Winter lauschig warm wie eine Tasche. Und dann wieder, wenn Nieselregen und Nebel und eine Art Rauch – wo kommt der auf einmal her? – in der Luft hängen, wirkt die Welt beinahe gelb.

Jedes Mal, wenn ich an eine ganz bestimmte Wegbiegung komme, fangen die Hunde in einem der Gärten an zu bellen, dass es in der ganzen Landschaft widerhallt. Als ob eine Glaswand am Fuß der Felder den Schall zu mir zurückwerfen würde. Gestern auf meiner Abendrunde kam ich an dem Haus vorbei, in dem ich noch nie einen Menschen gesehen habe. Nur Spuren von Menschen: der Traktor auf dem Hof, eine Gießkanne im Gras unter dem Trampolin mit dem zerrissenen Netz. Riesige, gefleckte Hühner laufen herum und scharren im Boden. Ihre Rümpfe wirken zu gedrungen für die dünnen Beine, sie sehen aus, als wären sie im Labor gezüchtet.

Unten an der Kreuzung beim Laden habe ich den alten Mann gesehen. Er lebt dort im Pflegeheim. Er stand an dem niedrigen Tor, wie immer, und schaute zum Himmel. Er darf nach Einbruch der Dunkelheit nicht allein raus. Bis zum Tor kann er gehen, aber nicht weiter. Ich glaube, er ist ein Spaziergänger, genau wie ich. Es kribbelt ihn, rauszukommen und die klare Abendluft an Nacken und Händen zu spüren und einen Schritt nach dem anderen zu machen. Ich stelle mir vor, dass er irgendwo hier in der Nähe aufgewachsen ist. Dass er den Großteil seines Lebens im Städtchen gelebt hat. Er hat eine Tochter und ein Enkelkind, die er nur selten sieht. Er ist vielleicht um die neunzig.

Draußen über dem Wasser zog ein Unwetter auf. Ich machte kehrt, aber bevor ich es nach Hause schaffte, waren die dunk-

len Wolken landeinwärts gezogen, und der Regen fiel in dichten Strömen über unsere kleine Welt.

Die Lust am Spaziergehen habe ich von meiner Mutter. Als ich klein war, machten wir nach dem Essen immer einen Abendspaziergang. Wir gingen im Dunkeln durch unser Vorstadtviertel und sahen bei den Leuten in die erleuchteten Fenster. Da waren so viele Häuser, in denen ich gerne gewohnt hätte, aber gelegentlich machte eins einen beinahe erschütternd trostlosen Eindruck. Am liebsten schaute ich den Leuten in die Küche. Das erinnerte mich an das Märchen vom Schweinehirten – der in Wirklichkeit ein verkleideter Prinz ist – und seinen Topf, in dessen Dampf man nur den Finger halten braucht, und schon kann man riechen, welche Speisen in allen Häusern der Stadt auf dem Herd stehen. Mich faszinierte nicht nur zu sehen, wie andere wohnten: wo schöne Dinge im Fenster standen oder wer beim Essen fernsah. Hier und da war ein Kind spät vom Training nach Hause gekommen und saß im Fußballtrikot beim Abendessen. Mich faszinierte, dass all diese Menschen jeweils ihr Leben führten, dass sie einen langen Tag gehabt hatten, der sich jetzt zu Ende neigte. Jeder Einzelne von ihnen hatte etwas erlebt und gedacht, war müde, und hier kamen wir und sahen bei ihnen hinein, ohne dass sie uns sehen konnten. Und es ging auch darum, Zeit mit meiner Mutter zu verbringen, ohne miteinander zu reden. Wir gingen einfach, gemeinsam, im Dunkeln. Die Runde endete, wenn wir wieder zu unserem eigenen Haus kamen – ein gelbes Backsteinhaus mit weißer Garage – und meine Mutter sagte: »Hier sieht's gemütlich aus, hier gehen wir rein!«

Ich erinnere mich an das seltsame Gefühl von Fremdheit, das mich manchmal befiel, als ich mit meinem ersten Mann in der Hauptstadt wohnte. Die Arbeit bei der Frauenzeitschrift fühlte sich mehr und mehr wie eine Sackgasse an – obwohl ich schon lange dabei war, bekam ich nie die interessanten Geschichten. Wenn ich nachmittags nach Hause kam, stand ich manchmal mit dem Schlüssel in der Hand und der Tasche über der Schulter mitten im Wohnzimmer und dachte kurz, ich hätte die falsche Tür aufgeschlossen. Aber es war nicht die falsche Wohnung, sondern unser Zuhause. Der runde Tisch unter der Poul-Henningsen-Lampe, die vollgestopften Bücherregale. Die Blumen in der Vase. All das hatte eine Aura von Austauschbarkeit, als ob mein Mann, mein Job, mein Zuhause – oder ich selbst – genauso gut durch etwas anderes ersetzt werden könnten. Nach unserer Scheidung bekamen die Zimmer der Wohnung einen anderen Klang. Ich meine das im wörtlichen und im übertragenen Sinn. Die leeren, fast möbellosen Zimmer hatten eine andere Akustik. Ein paar Monate lang war mir, als ob die Dinge (die wenigen, die noch da waren) ein Licht verströmten, eine Art Sinn oder Bedeutung, und ich bräuchte nur die Hand ausstrecken, um an ihrem Glanz teilzuhaben.

Die Wohnung lag oben im achten Stock und hatte einen Zugang zum Flachdach. Aus der Mitte des Dachs ragte ein Lüftungsrohr wie das Periskop eines U-Boots. Das Rohr zog sich durch das ganze Gebäude, von der Pizzeria im Erdgeschoss durch die Küchen sämtlicher Etagen. Abends roch es nach tausenderlei Essensdüften, nach Fleisch, Gewürzen und Fisch. Ich gewöhnte mir an, mit einem Glas Wein in der Hand auf dem Dach zu sitzen und den Blick über die Stadt schweifen zu lassen. Damals dachte ich nicht an den »Schweinehirten«, sondern

an »Die Hirtin und der Schornsteinfeger«, das Märchen von den zwei Porzellanfiguren, die durch den Schornstein fliehen, weil sie einander nicht haben können. Über ihnen der Himmel mit all seinen Sternen, unter ihnen all die Dächer der Stadt. Und die kleine Hirtin, die meint, die Welt sei viel zu groß! Da saß ich und trank Wein aus einem alten Weinglas meiner Mutter und fühlte mich reich. All das gehörte mir: das Flachdach, die Stadt, die Nacht, die dunkle Wohnung in meinem Rücken.

*

In der Zeit nach meiner Scheidung schlief ich mit einer Reihe von Männern und Frauen. Ich schäme mich nicht dafür – für die Anzahl, meine ich –, auch wenn es in dieser Phase so einiges gibt, worauf ich nicht unbedingt stolz bin. Ich hatte meinen ersten Mann früh kennengelernt, und als wir uns scheiden ließen und mich nur drei Jahre von der Dreißig trennten, fühlte es sich an, als wäre ich nie richtig jung gewesen. Ich hatte etwas nachzuholen. Vielleicht war das der Grund, weshalb ich keine besondere Angst oder Hemmung verspürte, als ich das erste Mal mit Mikael schlief. Ich war es gewohnt, meiner Lust nachzugeben, egal, ob bei der Arbeit, im Bekanntenkreis oder bei mir in der Nachbarschaft. Was ich sagen will: Ich dachte nicht groß an Konsequenzen, als Mikael und ich jene Grenze überschritten – an dem Abend, als ich mich vor meiner Zimmertür an ihn lehnte und ihm klar wurde, dass ich ihn wollte. Ich hatte bei meinem Einzug schon so viele Brücken hinter mir abgebrochen.

Eines Morgens spürte ich gleich beim Aufwachen, dass es Winter war. Es kam von dem Licht, das durch den schmalen Spalt zwischen Vorhang und Fensterbrett fiel. Es musste geschneit haben. Ich lag still da und horchte, die Geräusche klangen gedämpft, als wäre die Landschaft draußen in Watte gepackt. Das Bett roch nach Mikael. Ich stand auf, wickelte die Bettdecke um mich und zog die Vorhänge auf. Es hatte geschneit, riesige Mengen! Alles war weiß, die Bäume, der Hof, die Felder. Mir wurde kalt am Fenster. Da hörte ich, wie die Haustür auf- und wieder zuing, Mikael war entweder gerade gegangen oder schon wieder zurück.

Ich ging runter, noch immer in die Decke gehüllt. Mikael's Stiefel standen auf einer Zeitung auf dem Fußboden, er war hier, er stand in der Küche und wusch sich die Hände. Als er mich sah, kam er zu mir und steckte seine tropfenden, eiskalten Hände unter die Decke, unter mein T-Shirt.

»Nicht zu fassen, dass du hier in meiner Küche stehst.«

Es war, als ob das Haus sich von einer neuen Seite zeigte, die es mir bislang verborgen hatte. Das war das Winterhaus. Wie anders fühlte es sich drinnen an, wenn ich beim Blick durch die Küchenfenster Schnee sah und nicht den Hof, Schnee statt der Wiese hinterm Hof und statt der Felder hinter der Wiese: Schnee. Als wären Mikael und ich allein in einer unberührten Welt. Ich hatte das Gefühl, als hätte er sich hundert Jahre durch eine weiße Landschaft gekämpft, um mich, die Schlafende, zu erreichen, und mich mit der Berührung seiner Hände geweckt.

Ich fiel zurück in die Zeit.

»Warum hast du dir eigentlich mich als Mieterin ausgesucht?«, fragte ich, als er mich mit den Händen an meinem Rücken wieder die Treppe hochführte.

»Du warst die Einzige, die sich für das Zimmer hier draußen interessiert hat«, sagte er. »Und ich fand dich so wunderbar.«

Ich hatte Mikael ein Mal nackt gesehen, bevor wir miteinander schliefen. Es war im Morgengrauen, fast noch Nacht, ich war aus meinem Zimmer getappt und hatte mich mitten auf die Treppe gesetzt. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich runter in die Küche oder wieder zurück ins Bett wollte. Plötzlich ging unten in dem großen Badezimmer, das ich nie benutzte, die Tür auf. Dampf und laute Musik – Rolling Stones – strömten heraus, und da kam Mikael, splitternackt. Ich erstarrte, jeden Moment würde er die Treppe hochkommen und mich hier finden. Aber er ging in die Küche und füllte ein Glas Wasser. Er stand an der Spüle, trank das Wasser und sah hinaus in den Garten, dann füllte er das Glas erneut und stand da und sah hinaus.

Dieser erste Winter hatte etwas Magisches. Ich wohnte schon ein halbes Jahr in dem Haus und hatte die Felder ihren üppigen grünen und gelben Mantel abwerfen und Kilometer um Kilometer schwarzbrauner Ebene enthüllen sehen, dieses ewige Wechselspiel, das ich seither jedes Jahr mit demselben milden Staunen verfolge. Meinem Gefühl nach schneite es nur diese eine Nacht, und der Schnee blieb viele Monate liegen.

Mikael war selten zu Hause. Er arbeitete auf den umliegenden Höfen und erledigte hin und wieder kleinere Tischleraufträge. Dann fand man ihn in der Regel in seiner Werkstatt in der Garage. Mein erster Roman war erschienen, als ich noch in der Stadt wohnte. In ihm hatte ich all das hinter mir gelassen, wovon ich mich wegbewegte, meine Ehe, die Hauptstadt, ich fühlte mich fertig damit. In jenem Winter arbeitete ich an ei-

nem neuen Buch. Hier draußen auf dem Land konnte ich von den Honoraren für meine Artikel und Lektorate leben und arbeitete den Großteil der Zeit an dem Roman. Ich schrieb vormittags und abends, aber die langen Stunden mitten am Tag waren für mich immer schwierig. Die wenigen Stunden mit Tageslicht. Das Knirschen von Autoreifen auf dem Kies, Marens Lachen unten im Wohnzimmer oder die Wintersonne, die sich endlich an meinem Fenster zeigte, reichten oft, dass ich den Rechner zuklappte und das Arbeitszimmer verließ.

Wir lebten hauptsächlich im Bett, Mikael und ich. So denke ich jedenfalls daran zurück. Tagsüber führte jeder sein eigenes Leben. Im Bett, in der Nacht, waren wir zusammen. Ich hatte einen leichten Schlaf und wachte oft auf. Dann war Mikael ganz nah bei mir, ich schmiegte mich an seine warme Haut. Ich liebte es, in dem großen, kühlen Schlafzimmer zusammen mit ihm zu schlafen. Das Bett war eigentlich ein bisschen zu schmal. Mikael stand lange vor mir auf und verließ das Haus. Dann kam Mieze hoch ins Bett, rollte sich an meinen Füßen zusammen und wärmte mich wie ein kleiner Ofen. Wenn ich dann endlich aufstand, freute ich mich schon den ganzen Tag darauf, wieder an seiner Seite zu liegen.

In der schrecklichen Zeit vor meiner Scheidung erwachte ich jeden Morgen unbeschwert und selig unwissend aus meinen Träumen, erst im nächsten Moment stürzten die Trauer und die Wut auf mich ein. Als lastete mir, noch bevor ich aufstand, um mich durch den Tag zu kämpfen, ein Sack Blei auf der Brust. Jetzt war es umgekehrt. Egal wie bedrückt oder mutlos ich aus einem düsteren Traum erwachte – plötzlich fiel mir ein, dass Mikael bis eben neben mir gelegen hatte, die Decke war noch warm, und schon war ich froh!

An einem Sonntag, als der Frühling den Frost aus dem Boden vertrieben hatte, zog ich mit Maren zu den Pferden los, die auf der anderen Seite des Waldes weideten. Die Luft hatte eine scharfe Note, Raureif lag auf dem Gras, aber es war nicht kalt. Dort, wo schon der Schnee schmolz, roch es nach feuchter Erde. Die Feuchtigkeit veränderte das Licht und die Farben, vielleicht auch die Geräusche? Alles wirkte kräftiger, intensiver: das weiße Sonnenlicht, die Melodien der Vögel, die durch die Luft schossen wie Girlanden. Auf dem kniehohen Steinwall neben dem Schotterweg leuchtete saftiges, hellgrünes Moos. Maren rannte mir auf ihren kurzen Beinen voraus.

»Vorsicht!«

Es war eine lange Expedition, bis hoch zu dem kleinen Wald, der wie ein ruhender Körper in der Landschaft liegt. Auf der anderen Seite des Wäldchens weitet sich die Gegend, die Ähren wogen auf den Feldern, und unten glitzert die Bucht. Hier erstreckte sich der Kahlhieb mit den vielen nackten Stümpfen. Ich erzählte Maren von dem Mal, als ihr Vater und ich ein Rehkitz aus einem Drahtzaun befreit hatten, und zeigte auf die Stelle – genau dort drüben. Ein ganz junges Rehkitz. Maren blieb stehen und hob fragend die Hände.

»Aber wo war seine Mama?«

Ich legte ihr meine Hand in den Nacken.

»Die war bestimmt ganz in der Nähe.«

Die Pferde standen am anderen Ende der Koppel. Als sie uns sahen, kamen sie gemächlich angezottelt, das kleinste zuerst und hinter ihm die zwei großen. Bis dahin hatte ich gedacht, es wäre ein Fohlen mit seinen Eltern, aber jetzt sah ich, dass das kleinste Pferd ausgewachsen war. Langsam kamen sie zu uns. Ich spürte, sie verstanden, dass Maren ein Kind war,

sie waren geduldig mit ihr, als ich sie hochhob. Warme, weiche Nüstern über den Zaun.

Das letzte Stück durch den Wald schief sie auf meinem Arm ein. Sie war schwer, ich trug sie den ganzen Weg nach Hause. Das machte mich glücklich. Ihr warmer Schopf roch nach Keksen und Gras. Kurz bevor wir zu Hause waren, wachte Maren auf. Ihre heiße Wange an meine gepresst, plapperte sie etwas von den Pferden. Aber es war ein Traum: Sie war auf Pferden geritten, sie flüsterte es, wie ein Geheimnis. In vollem Galopp über die Felder. Und dann drehte sie plötzlich den Kopf und küsste mich auf den Mund.

Das weckte in mir die Erinnerung, wie traurig ich mit fünf, sechs Jahren war, als meine Eltern mich nicht mehr tragen konnten oder wollten. Ich dachte daran, wenn ich Maren auf Mikael herumklettern sah wie ein Tier auf einem Felsen oder wenn sie mit ausgestreckten Armen auf mich zukam, wenn sie wollte, dass ich sie hochhob. Was für ein Vertrauen in die Welt sie hatte, in uns! Sie kletterte auf einen Tisch oder einen Stuhl, breitete die Arme aus und rief: »Jetzt spring ich!« Und jedes Mal tauchte wie von Zauberhand ein Erwachsener auf, um sie zu fangen.

Es gibt ein Vertrauen in die Welt, das man nach der ersten Kindheit nie wiedergewinnt. Aber wenn ich Mikael im Bett im Arm hielt, fragte ich mich, ob er nicht doch ein wenig zu dem schwerelosen Gefühl seiner ersten Jahre zurückfand. Er wurde so ruhig und müde in meinen Armen. Wenn Mikael dann aber tief und fest schlief, war er ganz in sich verschwunden. Das machte mir Angst. Es war nicht möglich, ihn aus der Tiefe hochzuholen. Wenn ich ihn zu wecken versuchte, ihn ansprach oder an der Schulter rüttelte, gab er ein Geräusch von sich, öff-

nete einen Spalt die Augen und sank wieder hinab. Er arbeitete den ganzen Tag und fiel abends todmüde ins Bett. Er war so weit weg. Ich machte mir Sorgen um seine Gesundheit, dass er sich kaputt machte.

Nach meiner Scheidung schlief ich eine Zeit lang mit einem sehr großen Mann. Eines Tages, ich stand gerade nackt vor ihm, er saß auf einem Stuhl, schlang er plötzlich einen Arm um mich und stand auf. Und ich kam mit! Er hob mich einfach so mit einem Arm hoch, bettete sein Kinn an meinen Bauch und sah zu mir auf, wie ich hoch über ihm thronte. Es war extrem erregend.

Daran musste ich denken, als ich die Abzweigung zu unserem Haus nahm, mit Marens kleiner Hand an meinen Pullikragen geklammert. Ich hatte einige Jahre lang nicht mehr an den großen Mann gedacht. Da, in der Biegung, kam er wie ein Fisch aus dem Wasser geschossen und hob mich hoch. Und wie ein Fisch, der mit der Flosse zappelt, spürte ich ein Zucken von Verlangen.

Eine andere Erinnerung: Wir waren unter der Erde, in der Hauptstadt, in den feuchten, kalten Gängen des alten Wasserwerks. Es roch wie in einer Kirche, nach Stein und Wasser, und wie in einem Wald, nach Flechten und Moos. Ich kannte den großen Mann nicht sonderlich gut. Wir hatten unsere Tickets vorgezeigt und waren unter die Erde hinabgestiegen. In völliger Dunkelheit, während andere Besucher an weiße Seile geklammert an uns vorbeingingen, fasste er mit beiden Händen meinen Kopf und bog ihn in den Nacken, um mich zu küssen. Das Geräusch von fließendem Wasser. Der Geruch von nassem Stein. Ich erinnere: Lippen und Hände. Und das Licht, das

uns vom Ausgang entgegenströmte, als wir wieder nach oben stiegen.

Als Maren und ich von unserem Ausflug zurückkamen, hörten wir Mikael und Sofias laute Stimmen aus der Scheune, noch ehe wir den Hof überquert hatten.

»Du lässt unsre Tochter einfach so mit einer Fremden allein! Ich finde, es wird Zeit, dass du mal ein bisschen Verantwortung übernimmst.«

»Wovon redest Du? Johanne wohnt seit acht Monaten hier. Du jammerst ständig, dass du nicht arbeiten kannst, wenn Maren zu Hause ist. Wo ist das Problem?«

»Das Problem ist, dass du keine Verantwortung übernimmst! Johanne ist deine Mieterin. Was, wenn Maren etwas zustößt?«

»Was soll ihr schon zustoßen. Die beiden machen bloß einen kleinen Spaziergang.«

Beim Geräusch der Stimmen war ich mitten auf dem Hof stehen geblieben. Mir wurde bewusst, dass Maren auf meiner Hüfte saß und mit offenem Mund Richtung Scheune starrte. An ihrer Unterlippe hatte sich ein Spucketrophen gebildet. Ich ging rasch das restliche Stück über den Hof und die Treppe hinauf ins Haus. In der Diele setzte ich sie auf die Bank und zog ihr die schlammigen Stiefel aus.

»Wollen wir Werbeagentur spielen?«, fragte ich.

Ein kleines Lächeln breitete sich auf Maren's Gesicht aus.

»Ich will malen«, sagte sie.

Während ich die Malsachen holte, erwog ich die Möglichkeit, dass Sofia nicht von mir und Mikael wusste. Hatte er ihr nichts von unserer Beziehung erzählt? Wir schliefen zusammen im großen Schlafzimmer. Mein Dachkammerchen war als Schreibzimmer eingerichtet. Jeder, der auch nur flüchtig

hineinsah, musste begreifen, dachte ich, dass in dem Bett monatelang niemand geschlafen hatte. Ich dachte an all die Male, die Sofia nach oben gegangen war, um Maren ein Schlaflied zu singen, während Mikael und ich beide unten waren. Kaum vorstellbar, dass sie nicht einen Blick in das große Schlafzimmer geworfen und mein T-Shirt im Bett gesehen hatte oder eine Gesichtscreme auf der Kommode, diese kleinen Dinge, die ich – wie ich zugeben musste – absichtlich offen herumliegen ließ. Ich deckte den Küchentisch mit Zeitungspapier ab, und Maren legte die Buntstifte mit ihren Lieblingsfarben in einer Reihe vor sich hin. Lila, Grün und Orange.

»Heute verkaufen wir Urlaubsreisen in den Süden«, sagte ich. »Ich schreibe und du malst.«

Maren malte auf die Rückseiten meiner Ausdrucke. Ihre Mutter hatte ihr beigebracht, mit drei Strichen Tulpen zu zeichnen, und in letzter Zeit hatte sie nichts anderes gemalt: Tulpen, Tulpen, Tulpen.

Als Mikael etwas später reinkam und Maren im Schneidersitz auf dem Teppich saß und gebannt den Kinderkanal schaute, fragte ich ihn: »Weiß Sofia nicht, dass wir zusammen sind? Hast du es ihr nicht gesagt?«

Er lächelte verhalten.

»Doch, sie weiß es«, sagte er. »Sie will mich nur provozieren. Es ist ... ein bisschen schwer zu erklären.«

Ich ging zu ihm, und seine Arme umschlossen mich wie Flügel. Sein Kinn war auf der Höhe meines Mundes, als ich zu ihm auf sah.

»Aber du hast ihr gesagt, dass wir ein Paar sind?«

»Sie weiß es. Aber es geht sie nichts an.«

*